

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 149.

Donnerstag, 28. Juni.

1928.

(5. Fortsetzung.)

Die Zwillinge.

Roman von Horst Bodemer.

(Nachdruck verboten.)

Das Blut stieg Ernst ins Gesicht. Nicht wegen der Worte Vira Bernstedts, sondern weil ihn der Bruder spöttisch ansah und er nicht wußte, was er antworten sollte.

„Abwarten, meine Gnädigste! Wenn Kurt knien will — ich habe nichts dagegen!“

Der lehnte sich in seinen Stuhl zurück. Er wollte zeigen, daß er gewandter als der Bruder war.

„Wir Lensfings haben steifes Rückgrat! Kriegen den Buckel nicht krumm! Und in die Beine knien! Also wir fangen den Zauber anders an!“

„Welchen Zauber?“

„Nun hatte der sich festgefahren. Vira Bernstedt hätte vor Vergnügen am liebsten laut aufgelaßt.“

Kurt drehte den Hals im Kragen hin und her. Ballte die Hände zu Fäusten, spreizte im nächsten Augenblick die Finger weit auseinander. Wenn er allein gewesen, wäre er auf das Bett zugesprungen, hätte die hübsche Frau an sich gerissen und geküßt, bis sie schlapp in seinen Armen hing. Und wenn der Gipsverband zum Teufel gegangen wäre, hätte er gelacht und gesagt: „So, mein Mäuseshwänzchen, nun mußt du's hier noch länger aushalten! Bis es dir hier so gut gefällt, daß du überhaupt nicht wieder fort willst!“ . . . Wenn er den Ernst doch wenigstens einen Tag auf den Trab nach Magdeburg gebracht hätte . . . Ein wenig ging ihm die Zunge doch durch. Er ließ sich von dem hübschen Rader nicht an die Wand quetschen.

„Wenn wir siegen — wollen, machen wir kurzen Prozeß!“

„O Gott, da bekomme ich ja Angst vor meinen Kammerherren!“

Ernst setzte mit Nachdruck das Grogglas auf den Tisch.

„Vor Lensfingschem Blut braucht eine Frau keine Angst zu haben!“

„Nein, das braucht sie nicht,“ pflichtete Kurt bei, der froh war, aus der Verlegenheit wieder herauszukommen.

„Das ist mir eine große Beruhigung, meine Herren! Ein süßes Schnäpschen werde ich trinken und eine Zigarette dazu rauchen! Ich hatte wirklich ganz richtige Angst!“

Die Zwillinge sprangen auf die Füße. Während Vira Bernstedt sich wieder aufrichtete, die Bettdecke glatt strich, brachte der eine Zigaretten und Feuerzeug, der andere den Curaçao und Glas herbei. Daß ihre „Kammerherren“ nicht mehr ganz fest auf den Füßen standen, sah die junge Frau. Es wurde bald Zeit, für heute ein Ende zu machen.

„Nein, wie lebenswürdig!“ Ihr Gläschen hielt sie den Zwillingen mit einem Lächeln hin, stieß mit ihnen an. „Also auf gute Kameradschaft! Lensfingschem Blute darf man sich getrost anvertrauen, es ist mir eine köstliche Gewißheit geworden!“

Wie heftig schlug nach diesen Worten den Brüdern das Herz gegen die Rippen.

Vira Bernstedt brachte das Gespräch in ruhigere Bahnen. Dabei rauchte sie aus einer langen, roten

Spitze ihre Zigarette. An ihren schmalen, weißen Fingern funkelten die Brillanten.

„Wenn ich nur erst wieder laufen, wenigstens humpeln könnte! Der Arzt sagte mir, in vierzehn Tagen etwa!“

„Dann werden wir Ihre „Kammerherren“ in des Wortes wahrer Bedeutung werden! Sie führen von Zimmer zu Zimmer!“

Ein Seufzer kam von den schöngeschwungenen, tiefroten Lippen.

„Dann schlägt die Abschiedsstunde!“

„Das fehlte noch! Bevor Sie nicht ganz gesund sind, lassen wir Sie überhaupt nicht wieder weg! Was sollen Ihre Verwandten und Bekannten denken, wenn Sie in Hamburg als Humpelhanne eintreffen!“

Vira Bernstedt tat, als ob ihr der Abschied schrecklich schwer fiel.

„Ach, meine lieben „Kammerherren,“ Sie haben mich so verwöhnt. Glauben Sie ja nicht, daß mir der Abschied leicht wird, aber es muß sein! Nun, wir sehen uns in Hamburg wieder, und wenn Sie Ihr Wort halten, komme ich dann und wann riesig gerne einmal zu Besuch!“

Die Zwillinge beteuerten, daß sie ihr Wort unbedingt halten würden.

„Wäre ja auch noch schöner! . . . Aber Kammerherr Kurt Lensing, Sie haben mich trübe gestimmt mit Ihrem Worte Abschied!“

„Hab ich ja gar nicht gesagt! Sie warfen selbst das fatale Wort in die Unterhaltung, gnädige Frau!“

„So, dann verzeihen Sie!“ Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Schlapp wird man, auch im Kopfe, von dem langen Liegen! . . . Und Kammerherr Ernst, Sie gähnen jetzt schon zum dritten Male heimlich durch die Nase! Begreiflich nach den Anstrengungen des heutigen Tages! Wünschen wir uns also für heute eine gute Nacht und schicken Sie mir, bitte, die Zose herein!“

Mit Handkuß verabschiedeten sich die Brüder . . . Drüben, im Wohnzimmer, sauchten sie sich an.

„Kurt, du hast geradezu hilflos dageessen! Meinets wegen, mir soll's recht sein!“

„Kehr vor deiner Tür! Du gähnst in einem fort durch die Nase. Gerade, wenn es anfängt, hübsch zu werden!“

„Hübsch? So — hübsch! Was nennst du denn hübsch — he? Süßholz kannst du ja doch nicht raspeln!“

„Aber du!“

Mit roten Köpfen und zornigen Augen sahen sie sich an. Sprachten laut. Und die Zose stand an der Tür, horchte und berichtete ihrer Herrin sehr gewissenhaft, wie sich die „Kammerherren“ in die Haare geraten waren.

Und dann lachten sie beide . . .

VII.

Der Großkaufmann Heinrich Felsenack kam verspätet und sehr verärgert zum Mittagessen. Er küßte seiner Frau die Hand, wettete dann los.

„Sogar an der Börse fängt man an, schlechte Witze über Vira und ihre „Kammerherren“ zu machen! Es ist ein Skandal, wie sie sich benimmt. Sie wird sich noch die Zukunft verbauen!“

„Dann fahre doch hin und hole sie!“

„Hätte ich schon längst getan, wenn die Zeiten andere wären! Ein Tag Versäumnis an der Börse kann uns heute, bei dem ständigen Sinken unseres Geldwertes, ein Vermögen kosten! Aber was kümmert sich die Vira drum! Alles ist außer Rand und Band! Eine Nervenkraft wird im Geschäft verbraucht, von der du dir gar keine Vorstellung machen kannst! Und nun noch gar der Aerger über die Schwester!“

„Fahre Sonntag hin!“

„Habe ich mir vorgenommen! Ich lade sie auf, und wenn es einen Mordspektakel gibt! . . . Heute haben wir aber erst Dienstag! Es ist, um verrückt zu werden!“

„Schreibe es ihr aber nicht!“

„Ich werde mich hüten!“

Vira Bernstedt pflegte unangenehme Briefe überhaupt nicht bis zu Ende zu lesen. Seit zwei Jahren standen in denen doch nur Dinge, von denen sie wenig verstand. Der Bruder verwaltete ihr Vermögen, der sorgte schon, daß es nutzbringend angelegt wurde. In jedem Briefe mahnte er, sie solle sich einschränken. Sie tat es ja. Lebte hier zum größten Teil auf Kosten ihrer „Kammerherren.“ Daß sie für einige Schlemmereien sorgte, war doch selbstverständlich. Die kosteten doch nicht die Welt. Außer dem Lohn brauchte sie überhaupt nichts für den Wagenlenker und die Jose auszugeben. Und Benzin wurde auch wenig benötigt! Ja, was wollte denn der Bruder, ihm konnte sie in der letzten Zeit überhaupt nichts mehr recht machen. Ein Ahseljuden, der Fall war für sie erledigt. Sie ließ sich ihre gute Laune nicht verderben! . . . Und jetzt begann es hier ja interessant zu werden! Die Brüder hatten Feuer gefangen und fauchten sich an. Wundervoll war's ihr gelungen, die beiden auseinander zu hehen. Den Abschied würde sie verstehen, ein bißchen rührend zu gestalten — und dann war der Fall erledigt. . . . Und in Hamburg lachte sie die Deutschen aus, wenn sie das Gespräch auf ihre „Kammerherren“ brachten, und sagte nur: Seht sie euch doch an und dann mich, nährisch seid ihr wohl? Ich lasse mir meine Knochen nicht von diesen Bauernfäusten zerbrechen! Geklatscht wurde nun einmal, mitunter tat auch sie es ganz gern. . . . Aber alles mußte einmal ein Ende nehmen — und nahm es auch!

Die Zwillinge unterhielten sich nicht mehr von der Nähmaschine. Sie waren am nächsten Morgen mit ziemlich schweren Köpfen erwacht, waren gemeinsam über ihre Felder gegangen mit ein paar Leuten, hier und da war ein verschlammter Graben wieder in Ordnung zu bringen gewesen; um elf waren sie schon wieder zu Hause. Nach langem Stillschweigen rieb sich Kurt die Hände und sagte:

„Der Mehger will den Mastochsen und drei Schweine abholen! Was fangen wir mit dem Gelde an? Irgend etwas kaufen müssen wir auf der Stelle, sonst sind über Nacht die Scheine wertlos!“

Ernst trommelte gegen die Fensterscheiben, er hatte sich auch schon überlegt, wie man das Geld am besten unterbringen könne. Erst wollte er nicht recht mit der Sprache heraus.

„Die gnädige Frau wird nun bald aufstehen können! Unser Wohnzimmer sieht noch recht kümmerlich aus! Anständige Gardinen brauchen wir an den Fenstern, und gemütlicher könnten wir den großen Raum auch einrichten!“

„Gar kein schlechter Gedanke, Ernst. Die Sachen behalten ihren Wert! Die Mutter wird zwar ungehalten sein, wenn wir ihre Gardinen in ein anderes Zimmer hängen!“

Die Mutter machte den Zwillingen jetzt doch einige Herzklopfungen. Lange konnten sie ihr auch nicht mehr verschweigen, wer hier war. Die Mamsell und der erste Gespannführer schrieben doch auch einmal nach Hause.

„Wir haben die Ställe voll Vieh! Mehr können wir gar nicht ernähren, und Land, das an unseres

grenzt, ist nicht zu haben. Ich wüßte nicht, wie wir das Geld anders anlegen sollten!“

„Also fahre morgen los! Heute nachmittag kommt der Mehger!“

„Wir beide, Kurt! Denn kaufe ich etwas, was dir nicht gefällt, wäre das rausgeschmissenes Geld!“

Dagegen war schwer etwas einzuwenden.

„Also gut! Nach Berlin, Magdeburg oder Hamburg?“

„Hamburg, denke ich! Aber das wollen wir der gnädigen Frau nicht sagen, sonst gibt sie uns allerlei Aufträge!“

„Hamburg — meinetwegen! Dort ist die Auswahl größer als in Magdeburg! Und Berlin kennen wir kaum! Aber der gnädigen Frau sagen wir es selbstverständlich! Sie wird uns ihren Kraftwagen anbieten. Da sparen wir Geld und können gleich allerlei Sachen mitbringen! Sind auch unabhängig von den Zügen!“

„Wenn du's ihr beibringen willst, ich tu's nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Stimme aus dem Nebenzimmer!

(Eine Hochstadlergeschichte.)

Von Otto Schwerin.

Herrn Julian Falkenstein, Inhaber des bekannten Goldwarengeschäfts in Frankfurt am Main, hatte am 31. Juni abends seinen Monatsabschluss beendet und wollte gerade den Laden schließen, als noch ein Kunde eintrat. Herr Falkenstein taxierte den Kunden, einen ungefähr 40jährigen Herrn, in eleganter, vielleicht etwas zu eleganter Kleidung, unauffällig an und fragte höflich, mit was er dienen könnte.

„Ich benötige zweierlei,“ erwiderte der Kunde. „Zuerst eine elegante goldene Damenuhr, am Arm zu tragen, dann ein Kollier.“

Falkenstein freute sich. — Das in Aussicht stehende gute Geschäft schien eine günstige Beeinflussung der Monatsbilanz zu versprechen.

„Ich darf Ihnen mein Herr,“ sagte er zuvorkommend, „vielleicht zuerst einige Kolliers vorlegen. — Wollen Sie bitte Platz nehmen und mir Ihre Wünsche präzisieren, außerdem bitte ich Sie mir sagen zu wollen, wieviel Sie ungefähr für das Kollier anzulegen gedenken.“

Der Kunde ließ sich in einen Samtlaurel fallen, zündete sich eine Zigarette an und sagte: „Ich habe gar keine bestimmten Wünsche, es ist mir gleichgültig, ob zu dem Kollier Steine oder Perlen verarbeitet sind, und was die Preisfrage anbelangt, so habe ich mit einigen — vielleicht drei- bis fünftausend Mark ungefähr gerechnet.“

Falkenstein begann seine Kostbarkeiten auszupacken, und der Kunde verriet durch seine sachgemäße Prüfung der Steine und Fassungen, daß er immerhin über einige Fachkenntnisse in Juwelen und Goldwaren verfügte. Nach einer viertel Stunde hatte er seine Wahl getroffen und ein Perlenkollier nebst einer goldenen, mit Brillanten besetzten Uhr im Gesamtwert von ungefähr achttausend Mark erstanden. Falkenstein legte die Waren in ein Leberetui, griff nach einem Rechnungsformular und sah seinen Kunden fragend an:

„Wie wünschen Sie es mit der Bezahlung zu halten? Darf ich eine Quittung ausstellen?“

„Zawohl — selbstverständlich!“ beeilte sich der Kunde zuzustimmen. „Das heißt — — natürlich kann ich Ihnen die Summe nicht augenblicklich in bar auf den Ladentisch legen. Ich bitte die Sendung morgen früh in meiner Wohnung, Holzhausenstraße 221, gegen Quittung abzugeben. Die Uhr ist für meine Mutter bestimmt, und das Kollier soll ein Geburtstagsgeschenk für meine Schwester werden. Der Kauf ist zwar soweit perfekt, aber ich möchte die Sachen vorher doch erst meiner Mutter vorlegen, — — da ich sie an dem Geschäft insofern beteiligen möchte, als ihr die Ehre, das Kollier für meine Schwester wenigstens teilweise zu bezahlen, zugebracht ist.“

Falkenstein warf einen prüfenden vorsichtig abwägenden Blick auf seinen Kunden. „Ich werde Uhr und Kollier selbst abliefern,“ sagte er. — „Ich wohne in unmittelbarer Nähe der Holzhausenstraße,“ fügte er erklärend, beinahe entschuldigend hinzu. — „Wie ist Ihr werter Name?“

„Joseph Béranel.“

Der Juwelier machte sich seine Notizen und Herr Joseph Béranel verließ den Laden.

Am kommenden Vormittag gegen 11 Uhr erschien Falken-

stein pünktlich vor dem Hause Solzhausenstraße 221. Gewiß durch frühere Verluste und einer misstrauischen Regung nachgebend, zog er es vor, die Quittung persönlich zu überreichen. An der Bordklappe im Parterre hing an zwei Reißnägeln eine Visitenkarte, die den Namen Joseph A. Béraneß trug. „Ein Ausländer!“ schloß Falkenstein, „und voraussichtlich ein Untermieter.“ Dann zog er die Klingel. — Herr Béraneß öffnete selbst.

„Ah — — —! Herr Falkenstein!“ sagte er lächelnd. — „Sie sind pünktlich. — Darf ich bitten einzutreten.“

Er ließ dem Juwelier den Vortritt in einen kleinen mit spekbürgerlicher Eleganz ausgestatteten Salon. — „Nehmen Sie Platz und rufen Sie bitte die Uhr aus, diese interessiert meine Mutter am meisten.“

Falkenstein überreichte Béraneß das Lederetui, der es ins Nebenzimmer trug, aber die Türe offen ließ. Der Juwelier war Ohrenzeuge der Unterredung zwischen Mutter und Sohn. — „Die Uhr gefällt mir sehr gut,“ hörte er die Frau sagen. „Was kostet sie?“ „Lach das, Mamachen!“ antwortete Béraneß, „die Uhr ist ein Geschenk von mir, aber — falls du das Kollier für Daisy bezahlen willst, sind deiner Freigiebigkeit keine Grenzen gesetzt.“ „Ah! Das Kollier hast du also auch bereits gekauft? Lach mich sehen!“ „Einen Moment, Mamachen, Herr Falkenstein ist draußen im Salon. Ich hole es.“ Béraneß kehrte mit erfreuten Mienen zu dem Juwelier zurück. „Geben Sie mir bitte das Kollier und auch gleich die Quittung, meine Mutter ist gerade gut gelaunt, und es kann mir selbstverständlich nur angenehm sein, wenn sie das Geschäft „finanziert“, obgleich es letzten Endes ja doch aus einer und derselben Tasche geht.“

Falkenstein handigte dem Kunden das Schmuckstück aus, Béraneß ging wieder zu seiner Mutter ins Nebenzimmer.

„Prächtig!“ rief die Mutter aus, „aber — ich fürchte — ein wenig zu elegant und zu auffallend für Daisy. Ich halte es für zweckmäßig, Daisy die Wahl zu überlassen.“

„Unter keinen Umständen!“ protestierte der Sohn. „Das Kollier soll doch eine Überraschung bedeuten. Du verbirbst mir mit deinen Launen jede Freude.“

„Ich bitte dich, Daisy zu rufen,“ erklärte die Mutter kurz. „Wenn du mir schon die Ehre zugebracht hast, den Bankier zu spielen, so mußt du dich auch meinen Wünschen fügen.“

Ärgerlich kehrte Béraneß in den Salon zurück. „So sind die Frauen,“ sagte er leise zu dem Juwelier, der lächelnd die Achseln zuckte. „Entschuldigen Sie mich bitte eine Sekunde, Herr Falkenstein, es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als meine Schwester zu rufen.“ Bei diesen Worten öffnete er die Tür zu dem linksliegenden Zimmer. — Der Juwelier wartete — — Er wartete zwei Minuten, — — fünf Minuten. — Der Kunde kehrte nicht zurück. — — Nun räusperte sich Falkenstein nach der offenen Türe, wo die Mutter seines Kunden noch sitzen mußte, und als ein wiederholtes Räuspern und Husten kein Ergebnis zeitigte, stieg einurchbarer Verdacht in ihm auf. Mit zitternden Schritten hastete er ins Nebenzimmer und starrte — — in einen völlig leeren, unmobilierten Raum. Das Zimmer drehte sich um ihn im Kreise. Sein Herz klopfte hörbar bis an den Hals, und um nicht umzusinken, lehnte er sich, Hals suchend, an die Wand. Der Schwindelanfall dauerte nur wenige Sekunden. — Dann rann er in den Salon zurück und riß die Tür zu dem linksliegenden Raum, einem einfach möblierten Schlafzimmer auf. Auch hier keine Spur von Joseph A. Béraneß. — Falkenstein eilte auf den Gang hinaus und rief laut und gellend um Hilfe. Eine alte Frau kam erschrocken aus der Küche.

„Am Gottes Willen!“ rief sie, „was ist hier passiert?“

Falkenstein packte in seiner Erregung die Frau am Arm: „Wer — — wer — — wohnt in diesen Zimmern?“ brüllte er.

„Aber so lassen Sie doch um Gottes Willen meinen Arm los,“ jammerte die Alte. „Sie tun mir weh!“

„Antworten Sie! rief Falkenstein. „Wie heißen die Bewohner dieser Zimmer?“

„Mein Gott die Bewohner? Ich habe nur einen Mieter, Herrn Berger, der gestern eingezogen ist.“

Der Juwelier sank auf einen Rohrstuhl neben der Plurgarde. „Ich bin einem furchtbaren Schwindel zum Opfer gefallen. — — bin um achttausend Mark betrogen worden,“ stöhnte er. — — „Daben Sie Telephon im Hause?“

„Ja,“ erwiderte die Frau ängstlich, von der Erregung des aufgeregten Mannes mitgerissen. „Hier in meinem Wohnzimmer.“

Falkenstein riß den Hörer von der Gabel, das Amt meldete sich. „Bitte das Polizeipräsidium!“ Aber noch bevor die Verbindung hergestellt war, hatte der Juwelier anscheinend einen neuen Gedanken gefaßt. Er warf den Hörer zurück, blätterte mit zitternden Fingern in dem vorliegenden

Telephonverzeichnis und verlangte, als das Amt sich erneut meldete, Maingau 12 831, die Telephonnummer von Dr. Luk. —

Als Mister Hartley seine Varieténummer beendet — erfreulicherweise hatte ihn die Direktion des Rathhalla-Theaters in Köln gleich auf die erste Programmhälfte gesetzt — eilte er durch den mit allerlei Bühnenrequisiten vollgepflanzten engen Bühnengang nach seiner Garderobe. In der geöffneten Tür prallte er erschrocken zurück, denn vor dem Spiegel sah ein junger Mann, der anscheinend auf ihn, Hartley, gewartet hatte. Beim Eintritt des Künstlers erhob sich der Wartende und sagte höflich aber entschieden:

„Wollen Sie bitte die Türe schließen, Herr Dimitrulaßi, ich freue mich aufrichtig, Sie als Artist wiederzusehen.“

Mechanisch, noch unter der Einwirkung der ersten Überraschung, kam der Angeredete der Aufforderung nach. — „Wer — — wer — — sind Sie und was — — wollen Sie von mir?“

„Das sind zwei Fragen auf einmal, Verehrtester. — Sind Ihre Augen so schlecht geworden, daß Sie Dr. Luk nicht mehr kennen?“

„Verdammt!“ — — Der Artist trat schnell einige Schritte zurück und griff nach der Türklinke.

„Sparen Sie sich jede Aufregung, Herr Dimitrulaßi,“ sagte Luk feinsäkelnd. „Das wäre zwecklos. Vor der Türe warten zwei Kriminalbeamte.“ Der mit Dimitrulaßi Angeredete ließ sich mit forciert Ruhe in den zweiten Stuhl, der in dem mit grellfarbigen Plakaten besetzten nüchternen Garderoberaum stand, fallen und sagte: „Was wollen Sie denn in drei Teufels Namen von mir?“

„Eigenlich gar nichts mehr. — Meine Mission ist, nachdem ich mir erlaubte, den Pfandschein, sowie die vom Frankfurter Leihhaus erhaltenen fünfhundert Mark aus Ihrer Hosentasche dort zu nehmen, ziemlich erfüllt.“

„Prächtig! Hochinteressant! Dr. Luk ist unter die Taschendiebe gegangen,“ höhnte der andere.

„Mein Gott!“ sagte Luk ergeben, „das ist weniger interessant, als die Tatsache, daß der bekannte Hochstapler Demetrius Dimitrulaßi jetzt seine bauchrednerischen Talente als Artist an der Varietébühne verwertet. Leider wird der Staatsanwalt dafür Sorge tragen müssen, daß diese, an und für sich ehrliche, und vielleicht auch lukrative Tätigkeit — ich weiß nicht, wieviel Gage Sie hier beziehen — wieder auf einige Jahre unterbrochen wird.“

„Sie sind ein Teufel!“ knirschte der Artist. „Und der gefährlichste Spürhund, der mir im Leben vor die Nase kam.“

„Ach Gott,“ meinte Luk gleichmütig. „Man tut halt, was man kann, und Sie hier in Köln ausfindig zu machen, nachdem mein Verdacht schon mal rege war, indem bis zum 30. Juni in Frankfurt am Main tätigen Bauchredner Hartley den Juwelenbetrüger und seine Mutter in einer Person zu vermuten, — das, mein lieber Demetrius, war wirklich keine Glanzleistung. — Das Kunststück hätte mein Freund, Kommissar Fischer vom Frankfurter Polizeipräsidium, vielleicht auch fertig gebracht.“

Dimitrulaßi konnte sich nicht mehr beherrschen, er sprang wütend auf, fuhr jedoch zurück, als er in der Rechten Luns eine Browningpistole sah und die Sicherung einschnappen hörte. — „Sie sind ein Teufel in Menschengestalt!“ stöhnte er. „Warum quälen Sie mich? Machen Sie ein Ende und lassen Sie mich schon festnehmen. Darauf geht doch schließlich die ganze Sache hinaus.“

„Ich bewundere Ihre Divinationsgabe,“ meinte Luk trocken und erhob sich. Dann ging er, seinem Gegner stets die Brust zeigend, langsam und vorsichtig rückwärts nach der Türe. „Darf ich bitten, einzutreten, meine Herren,“ rief er leise nach dem Gang hinaus. „Herr Hartley, oder richtiger, Herr Demetrius Dimitrulaßi, wünscht von meinem Anblick befreit zu werden. Tun Sie ihm den Gefallen und bringen Sie den Ehrenmann zum Polizeigefängnis. Ich sehe mir erst noch das Varietéprogramm zu Ende an, — für gute Artistik habe ich immer Interesse, — und komme in einer Stunde nach.“

○○○ Scherz und Spott ○○○

Schne Preise. „Ich habe gesehen, wie Sie meine Schwester loeben geküßt haben“, ruft der Lausbub dem Verehrer zu. „Komm mein Junge, hier hast du eine Mark“, sagt dieser erschrocken. Und hier sind 50 Pfennig zurück. Ich habe feste Preise, die andern zahlen auch nicht mehr.“

Die Tüchtigste. „Mama, ich habe mich verlobt, und zwar mit dem tüchtigsten Mädel von der Welt!“ „Kann sie einen Kuchen backen?“ „Zawohl, und noch sehr viel mehr: sie kann einen Pneumatik-Reifen ausmeßeln.“



Eisenbahntechnische Fortschritte.

Von Ernst Trebelsius.

Lokomotive mit neuartigem Antrieb. — Die Großgüterwagen der Reichsbahn. — Mechanische Reinigung des Gleisschotter. — Lokomotivdrehkran für 60 Tonnen. — Neue Hilfszüge der Reichsbahn.

Wie alle anderen irdischen Einrichtungen unterliegt auch das Eisenbahnwesen dem Gesetz der Entwicklung. Von dem Fernstehenden kaum wahrgenommen oder beachtet, vollzieht sich auch auf diesem Gebiet jene natürliche Auslese, die unaufhörlich Gutes durch Besseres verdrängt und auf diese Weise dafür sorgt, daß der ganze Eisenbahnorganismus dauernd von dem warmen Blut der Gegenwart durchpulst wird. Sehr förderlich machte sich im letzten Jahrzehnt die Konkurrenz des Flugzeuges und des Kraftwagens bemerkbar, deren Wettbewerb auf dem Gebiet der Personen- und Güterbeförderung auch die Eisenbahnsachleute zu immer neuen Verbesserungen anspornte, was eine schier unübersehbare Fülle eisenbahntechnischer Fortschritte im Gefolge hatte. Welche Bereicherungen hat das letzte Jahrzehnt allein schon dem Lokomotivbau gegeben. Die bisherige Heißdampflokomotive wurde wesentlich überholt durch die Turbinenlokomotive und die Hochdruckdampflokomotive. In den letzten Jahren gestellte sich zu ihnen die mit Kohlenstaub und Öl geheizte Dampflokomotive. Wesentliche Verbesserungen erfuhr auch die Diesellokomotive, der sich als neueste Schöpfung auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen die Lokomotive mit Still-Motor anschloß.

Dieser neuartige Antrieb, der auch schon versuchsweise im Schiffsbetrieb zur Anwendung gelangte, ist eine Verbindung der Dampfmaschine mit dem Ölmotor. Die Zylinder der Dampfmaschine werden in der üblichen Weise durch Dampf, und die Zylinder der Verbrennungsseite durch die Gase der zur Explosion gelangenden Öl betätigt. Die Verbindung beider Kraftmaschinen zu einem einzigen Motor geschieht aus wirtschaftlichen Erwägungen. Statt die heißen Zylinderwände der Verbrennungsmaschine durch Kühlwasser zu kühlen und die Gase des verbrannten Öl nach vollbrachter Arbeit gleich ins Freie pusten zu lassen, benutzt sie der Konstrukteur des Still-Motors zur Dampferzeugung. Der in der Dampfmaschine zur Arbeit herangezogene Dampf wird also kostenlos erzeugt. Nur zur ersten Inbetriebsetzung muß der Dampfzylinder mit Öl angeheizt werden. Der erzeugte Dampf wird zum Antrieb der Lokomotive beim Anfahren benutzt. Schon nach wenigen Umdrehungen beginnen auch die Zylinder der Verbrennungsseite mitzuarbeiten. Nach Erreichung einer Geschwindigkeit kann der Dampf abgesperrt und mit der Verbrennungsseite des Still-Motors allein weitergefahren werden. Die Auspuffgase und die Wärme der Zylinderwände des Verbrennungsmotors werden während der Fahrt zur weiteren Dampferzeugung verwendet, so daß die direkte Heizung des Dampfzylinders mittels Brennstoffs völlig abgestellt werden kann. Auf diese Weise ergibt sich nicht nur eine ganz wesentliche Ersparnis an Betriebsstoffen, sondern der Still-Motor bietet noch den Vorteil, daß die sonst bei Verbrennungsmotoren erforderlichen Kupplungen und Übersetzungen zwischen Motor und Treibrädern wegbrechen können, da das Anfahren der Lokomotive von der elastischen Dampfmaschine übernommen wird. Ein weiterer Vorzug ist das stetige Vorhandensein von Dampf, wie er zum Antrieb von Hilfsmaschinen und im Winter für die Heizung der Personenwagen benötigt wird.

Wenn auch die neuen Groß-Güterwagen der Reichsbahn mit 50 bis 60 Tonnen Ladegewicht an die größten derartigen Fahrzeuge der Vereinigten Staaten, die bis zu 120 Tonnen Ladegewicht aufweisen, noch nicht heranreichen, so bedeuten sie doch für unsere Verkehrsverhältnisse einen großen Schritt vorwärts. War doch die Bauart unserer Güterwagen bis zum Kriege im Wesentlichen stets die gleiche geblieben, so daß die Güterwagen mit dem Ladegewicht an 15 bis 20 Tonnen, soweit sie für den Transport von Massengütern, wie Kohle, Kies, Erze usw. in Frage kamen, als reichlich veraltet angesehen werden mußten. Hierin ist inzwischen durch Schaffung der Groß-Güterwagen mit 50 bis 60 Tonnen Ladegewicht und Selbstentladung Wandel geschaffen worden. Die neuen 60-Tonnen-Einheitswagen haben 75 Kubikmeter Inhalt, 19 Tonnen Leergewicht und 19,75 Tonnen Achsdruck. Sie sind als Sattelwagen mit Entleerung nach beiden Seiten gebaut. Da der Selbstentladewagen an der Entladestelle

keine kostspieligen Entladevorrichtungen, wie Waggontipper usw. erfordert, so ist er für den Massentransport von Schüttgütern ohne Zweifel das wirtschaftlichste Verkehrsmittel. Freilich müssen daneben auch noch andere Großraumgüterwagen, die als Flachboden-Selbstentlader ausgebildet sind, zur Spibendefung bereitgehalten werden, da sie die Möglichkeit gewähren, die Wagen auch auf dem Rückweg beladen zu können.

Zwecks Verminderung der Bahnunterhaltungskosten sind in den letzten Jahren verschiedene maschinelle Methoden eingeführt worden. Bauwagen zum Verlegen vollständiger Gleisrahmen, Gleisstopfmaschinen, Motorwalzen und Eggen für die Bettung, Maschinen zum Eindrehen der Schwellenschrauben, Unkrautvertilgung durch Sätemaschinen und Chemikalien-Sprengwagen: dies sind die wichtigsten Hilfsmaschinen für die Mechanisierung des Eisenbahnbauwesens. Neuerdings hat nun eine amerikanische Eisenbahngesellschaft ein Fahrzeug bauen lassen, mit dessen Hilfe auch der Gleisschotter mechanisch aufgehoben, gereinigt und alsdann wieder zwischen die Schwellen gebracht werden kann. Eine solche Reinigung der Bettung wird nach längeren Zeiträumen erforderlich, da der Schotter durch langes Lagern oft so versintert, daß er erst durch Brechstangen gelodert werden muß. Das neue Fahrzeug soll die Reinigung des Schotters nunmehr mechanisch vornehmen. Es besteht aus zwei Wagenteilen von zusammen 30 Meter Länge. Der vordere Wagen trägt einen Benzinmotor von 330 PS Leistung, der eine Dynamo von 200 Kilowatt antreibt. Mittels eines Seiles, das an einer entfernt stehenden Lokomotive befestigt wird, und einer Winde vermag sich das Fahrzeug fortzubewegen. Ein Greifer hebt den Schotter seitlich der Schwellenköpfe bis zu 60 Zentimeter Tiefe aus. Der Schotter zwischen den Schienen wird hierauf durch einen Pflug in den vom ersten Greifer geschaffenen Graben gezogen, von wo er durch einen zweiten Greifer ebenfalls hochgenommen wird. Beide Greifer schütten den hochgehobenen Schotter in einen Trichter, der das Material auf ein Förderband abgibt. Das Förderband führt den Schotter zu den auf dem zweiten Wagen befindlichen Reinigungsapparaten, wo Rüttelröste die Steine von dem anhaftenden Schmutz befreien. Sieben Mann Bedienungspersonal können mit diesem Fahrzeug täglich 1,6 Kilometer Gleis bearbeiten.

Die mit der ständigen Zunahme der Größe des rollenden Materials verbundene Erhöhung des Gewichts von Wagen und Lokomotiven machte auch die Schaffung immer tragfähigerer Lokomotiv-Drehkrane erforderlich, um bei Aufbaumarbeiten ineinandergeschachtelte Fahrzeuge schnell heben und damit eingeschlossenen Reisenden unter Umständen noch das Leben retten zu können. Haben die fahrbaren Krane genügend Tragkraft, so können die Wagen oder gar Lokomotiven auf einmal gehoben werden. Damit wird die Freilegung der gesperrten Strecke natürlich ganz wesentlich beschleunigt. Die Reichsbahn verfügt jetzt über zwei Lokomotiv-Drehkrane von je 60 Tonnen Tragfähigkeit, die stark genug sind, mittelschwere Lokomotiven (ohne Tender) auf einmal hochzuheben. Besondere Schwierigkeiten ergeben sich bei derartigen Hebezeugen aus der Forderung, die Fahrzeuge auch in Lagen des öffentlichen Verkehrs laufen lassen zu müssen. Während des Transportes darf deshalb kein Teil des Kranes über das lichte Profil herausragen. Die Hauptflanke der neuen Drehkrane vermag bei 7,5 Meter Ausladung 60 Tonnen und die Hilfsflanke bei 14 Meter größter Ausladung 15 Tonnen zu heben.

Entsprechend den Fortschritten auf technischem und sanitärem Gebiet verwendet die Reichsbahn auch auf die zeitgemäße Ausgestaltung der Hilfszüge, die bei Eisenbahnunfällen in Tätigkeit treten, ganz besondere Aufmerksamkeit. Jeder Hilfszug umfaßt einen Geräteteil und einen Lazarettteil. Bei Unfällen, die nur Materialschaden im Gefolge hatten, wird natürlich nur ein Geräteteil zur Hilfeleistung entsandt. Dieser umfaßt eine vollständige Reparaturwerkstatt mit Winden, Schneidbrennern und allen erforderlichen Werkzeugen. Der Lazarettzug ist mit den letzten Errungenschaften der medizinischen Technik ausgestattet, die im Bedarfsfalle dem Arzt und seinen Helfern dringende Operationen gleich im Zuge ermöglichen. Verschiedene Lichtquellen, die die hinreichende Beleuchtung der Unfallstellen zur Nachtzeit gewähren, vervollständigen die Ausrüstung der deutschen Hilfszüge, deren vorbildliche Einrichtung auch von ausländischen Eisenbahnsachleuten stets hervorgehoben wird.